

NEUE BÜCHER

Auf Dichtung stehen

Ulla Hahn: Das verborgene Wort. 600 S., geb. € 25,-. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/München 2001

»Auf Dichtung stehen« gilt hier in doppeltem Sinne: Ein Kind, ein junges Mädchen, holt sich Kraft und Hilfe aus Dichtung, die sie zu ihrem wachsenden Auswendig-Besitz macht. Verse, Zeilen, Sätze aus gestalteter Sprache durchziehen wie ein feinfaseriger Strang den gesamten Text des Buches. In der Drucksetzung nicht besonders hervorgehoben, rühren sie den Kundigen freundschaftlich-vertraut an; wem sie fremd sind, der mag sie als leises untergründiges Klingen wahrnehmen. – Hildegard schreibt, um sich des Rückhalts, den Dichtung für sie bedeutet, zu versichern, ein Gedicht, einen Vers auf einen Zettel, faltet den, legt ihn in ihren Schuh – und steht nun darauf. Braucht sie Trost oder Ermunterung, holt sie den Zettel vor, um das, was auf ihm steht, zu fühlen und zu denken – notfalls auf dem Klo.

Was für eine Kindheit ist das, die zu solchem Ausweg greifen lässt, bis der Ausweg endlich zu dem Weg für das Mädchen Hildegard wird? – Ulla Hahn schrieb einen 600-Seiten-Roman, der stark autobiographische Züge trägt. Marcel Reich Ranicki brach den Stab darüber: Ulla Hahn sei Lyrikerin, er habe immer gesagt, Lyriker könnten nicht erzählen; auch Hahns Werk sei »kein Roman, sondern der Bericht eines infantilen pubertären Mädchens, deshalb höchstens für weibliche Leser von Interesse« (Kölner Stadtanzeiger 23.10.2001). Als nach einer Lesung Hahns in Wuppertal das Gespräch begann, waren es fast nur männliche Teilnehmer, die interessierte Fragen stellten – nanu? Eine Leserin klagte morgens in einem

Telefonat: »Ich hätte so vieles zu tun, aber ich komme vom Buch nicht los!« Schlecht erzählt?

Worum gehts? Ein hochbegabtes Mädchen und ihr ebenfalls begabter Bruder sind hineingeboren in eine ärmliche Familie. Der Vater ist »ungelernter Arbeiter«. Sein geringes Einkommen sucht er mit zusätzlich übernommenen Arbeiten aufzubessern, die Mutter tut es mit Heimarbeiten. Zur Familie gehören auch Großmutter und Großvater. Deren Macht endet »am Gartentor«. Drinnen sagt die Großmutter, was katholisch ist und sein muss. Der Ort: ein kleines rechtsrheinisches Dorf, heute zum Siedlungsbereich von Bayer Leverkusen gehörig. Damals war dort alles durch und durch geprägt von stockkatholischer Haltung. Die Zeit: fünfziger und sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Den kulturellen Stand der Familie kennzeichnen Plumpsklo und Waschen am Ausguss. Die Sprache war purer Dialekt, Kölsch mit leichtem Anklang an das Bergische. Bücher gab es im Hause außer dem Buch für die Kirche keine. – Als Segen für die Kinder erweist sich der Großvater. Wenn er sagt: »Lommer jonn!« und mit den Enkeln zum Rheinufer hinuntergeht bis dicht ans Wasser, dann entsteht für die drei eine Welt, die sprudelt und sprüht von Phantasie. Man sucht flache Steine, die der Strom ans Ufer legte; geschickt aufs Wasser geworfen, titschen sie über die Wellen. Möglichst oft sollen sie es tun, bevor sie sinken. Was erreicht wird – 1, 2, 4, 6 Titscher –, zählen die drei nicht bloß, sie werten es gleichzeitig: Kiesberg, Holtschlösschen, sieben Mal war Schloss Burg, zehn Mal war Kölle. »Ließ der Großvater einmal wie aus Versehen einen Stein plumps! versinken, schrien wir Düsseldorf! Eine glatte Null.« Runde, dicke, zarte, besonders schöne Stei-

ne dienten als Räuber, Ritter, Kaiser, König, als Königsbraut. Kam es nach aufregendem Spiel zum Hochzeitsschmaus, flöteten die Kinder auf Schilfrohrflöten, Großvater aber zauberte plötzlich seine Hohner-Mundharmonika hervor. »Ein Bienenschwarm brauste von seinen Lippen, der Großvater nickte uns zu, stampfte den Takt mit seinem gesunden Bein, und ›Fuchs du hast die Gans gestohlen‹, ›Hänsjen klein‹, ›Komm lieber Mai‹ schwang der König die Königin im Kreis. ›Die Steine selbst, so schwer sie sind‹, sangen wir und schickten die entzauberten Ritter, Könige und Zwerge auf Wanderschaft ins Wasser.«

Was noch in den Steinen steckt, kann man erfahren, wenn man sie genau genug anschaut. Manche tragen schöne, rätselhafte Zeichnungen. Der Großvater wusste: Bei solchen Steinen handelt es sich um Splitter vom riesengroßen Himmelsstein, der alles verwandelt und im Dunkeln wie im Hellen leuchtet. Er fiel auf die Erde »gleich nachdem Gott Himmel und Erde erschaffen hatte«, dabei seien »tausend und abertausend Steinchen abgesplittert und hätten sich über unsere Welt verstreut.« In ihnen habe man Buchsteine, man könne lesen, was auf ihnen steht. Großvater konnte das, nachdem er seine Brille hervorgeholt hatte. Das Geschriebene stamme von Gott, geholfen hätten ihm alle Heiligen und die Engel. »Für Kenger han de Schutzengelsche jeschrievve ... Dat kannst du och ald (schon) läse. Du musst nur janau lure.« – Noch etwas Nützliches: Einen ganz gewöhnlichen Stein konnte man zum Wutstein machen. So lange anschauen müsse man ihn, bis das Gesicht desjenigen erscheine, auf den man eine Mordswut habe. »Un dann«, der Großvater holte weit aus, »schmiiß mer dä Steen met däm Kopp en de Rhing (Rhein). Dat det jut.« ... »Nur einen auf einmal dürfe man versenken, genau überlegen müsse man seine Wahl und seine Wut, sonst verliere der Stein die Kraft. Nur einen.« – Neben der Verbildlichung der Natur, der Dinge, durch aktive Anteilnahme



Ulla Hahn (Foto: Karin Rocholl)

lehrte der Großvater die Kinder das Wahrnehmen. Gerne bei der alten Kopfweide. »Nur dä Stamm«, sagte der Großvater. »Ich heftete meine Augen auf das rissige Anthrazit. ... Meine Augen öffneten die Weide, öffneten sich für die Weide, Weide wurde zu Augen, die Augen zu Weide, Augenweide!« Später, wenn die Kinder regungslos auf dem Rücken im Sande lagen, befahl der Großvater, »die Augen zu schließen und die Ohren auszustrecken. An geschmeidigen Röhren fuhr ich meine Ohren in die Landschaft hinaus ...« Das Hunderterlei, was dabei erfahren wird, endete bei Wolken und Himmelsblau – gehört!

Ein persönliches Wort sei an dieser Stelle erlaubt. Fünfunddreißig Jahre durfte ich als Waldorflehrerin arbeiten. An dieser Stelle wünschte ich mir nichts sehnlicher, als bei Großvater lernen zu dürfen, einfach, indem er mir erlauben würde, einmal mit ihm zu gehen. Er starb – nicht nur für seine Enkel – viel zu früh. Möglichst vielen Kindern wünsche ich Eltern, die sich lesend recht lebhaft vorstellen, was Großvater und das Geschwisterpaar miteinander erlebten!

Der Versuchung widerstehend, noch dies und das »besonders Schöne« (wovon es eine Menge gibt!) zu erwähnen, sei nun der Blick auf das Hauptanliegen des Werkes gerichtet. In ihm geht es darum, das »verborgene Wort« zu entbergen. Wach und wirk-

lichkeitstreu wird der Weg des Mädchens Hildegard nachgezeichnet, hin zu der Kraft und Größe, der sie sich innig verbunden fühlt, zur Sprache. Etappen und Erlebnisse werden geschildert. Die Erstklässlerin ist entzückt über die Verschiedenheit von »Selbst- und Mitlauten«. – »Ein A blieb ein A, ein U ein U, E E, I I. Nicht umsonst hieß diese Handvoll Schnörkel Selbstlaute. Die Mitlaute »waren zwar in der Überzahl, hatten aber ohne Selbstlaute nur ein sonderbares Leben als Krächzen, Hauchen, Räuspfern, Summen«. Das Verhältnis von Laut und Buchstabe wird erlebt: »Buchstaben kamen aus den Tönen. Wie Kompott aus frischem Obst, haltbar gemacht wie Eingewecktes.« Mit der gleichen Intensität geht es von Lernschritt zu Lernschritt weiter, auch zur Grammatik hin – vor allem aber auf die Welt zu, die durch Lesen zugänglich wird. Grimms Märchen, in einem Buch auf dem Weihnachtstisch gefunden, sind ein kostbarer Schatz. »Auf die Märchen konnte man sich verlassen wie auf die Grammatik. Dort gab es falsch und richtig, hier gab es gut und böse. Gut wurde belohnt, böse bestraft.« Als Hildegard – nicht ganz mit rechten Dingen – an ein Buch mit dem lateinischen Text der katholischen Messe gerät, weiß sie gleich, was das ist: die Sprache Gottes; Pastor und Kaplan redeten Latein, wenn sie mit Gott sprachen. Die gänzlich unverstandenen Sprüche im Buch »waren Sprüche zu Gott. Schneller als normale Gebete. Telegramme ins Jenseits«. Noch gewaltiger beeindruckte, was das erste Gebet- und Gesangbuch enthielt. Die Geschichten waren – das begriff Hildegard sofort – für sie nicht das, worauf es ankam. Das Gold waren die Sätze. »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben«. Das Credo wurde auswendig gelernt. »Er ist aus dem Vater geboren vor aller Zeit, Gott von Gott, Licht vom Lichte ...« Mehr und mehr erfährt die Heranwachsende: »Es gab Menschen, sie waren Tatsachen und man musste so tun, als lebte man mit ihnen. Meine Seele aber lebte in den Wörtern.«

Der Lehrer Mohren hatte dafür gesorgt, dass – als das vierte Schuljahr zu Ende ging – die Klassenbeste von der Volksschule zur Realschule hinüberwechseln konnte. Obwohl die Gemeinde das Schulgeld übernahm, war es ein hartes Stück Arbeit gewesen, die Zustimmung der Eltern zu erhalten. Hildegard war doch bloß ein »Weet« (Mädchen). Nun wird die Welt immer reicher. Gänzlich unbemerkt von der Familie gerät Hildegard unter die Gewalt eines ersten Gedichtes: »Der Knabe im Moor« von Annette von Droste-Hülshoff. Mit dem Lesebuch »Silberdistel« im Rockbund zieht Hildegard sich auf den Dachboden zurück, wo niemand sie hören kann; denn so viel hat sie gleich gemerkt: Diese Wörter »wollten gesprochen sein, richtig gesprochen, schön gesprochen.« Kölsch hat da sein Recht verloren, wird mühsam ausgeräumt. »Achtung: ›zu‹ und nicht ›zo‹. ›Gehen‹ und nicht ›jehjen‹.« Dabei geriet man ins Schwitzen, aber: »Je öfter ich die Strophen laut las, mit Augen, Mund und Ohren, desto inniger verschmolzen sie mit mir, bis ich sie sprach, als kämen sie nicht nur von meinen Lippen, sondern aus meinem eigenen Herzen.« Das Mädchen erfährt es: So lernt man Gedichte! Sprechend, sie laut sprechend. Dankbar dürfen die Kinder sein (und sie sind es unbewusst auch), wenn jemand, der die Gedichte schon sicher auswendig hat, sie immer wieder mit ihnen spricht. Das allen Lehrern von der ersten bis zur dreizehnten Klasse ins Stammbuch!

Als Hildegard hochdeutsch zu sprechen beginnt, sucht der Vater ihr das mit roher Gewalt auszutreiben. Weil sie den Suppentellerrand mit Buchstabennudeln belegt, drückt er ihr das Gesicht in die glühendheiße Suppe. Eilig muss der Arzt aufgesucht werden, die Spuren der Verbrennung bleiben. Diese bittere Hilflosigkeit des Vaters, der nicht zulassen will, dass die Tochter aus der Enge der Familie ausschert, hat Hildegard noch öfter zu erleiden. – Auf der anderen Seite weitet sich ihre Welt. Die Sprache erlebt sie als immer wunderbarer – als

mächtig sogar. In Dondorf gibt es seit einiger Zeit Flüchtlinge von »drüben«, aus dem Osten Deutschlands. Ferdi ist ein solcher, fleißig, ehrsam – aber evangelisch. »Schlimmer als vorbestraft. Vorbestrafte konnten büßen und sühnen. Evangelisch blieb evangelisch.« Deshalb darf er Hanni, die Dondorferin, nicht heiraten. Hildegard greift zu. Nun musste es sich erweisen, was Lessing wert war. Sie schrieb seine Ringparabel aus dem »Nathan«, nachdem sie sie Hanni vorgelesen und erklärt hatte, leicht gekürzt auf ein Blatt und riet ihr, damit zu Pastor Kreuzkamp zu gehen, mit der Frage: Dürfen Ferdi und ich heiraten? – Der verständige Pastor erklärte Hanni, er kenne Lessing, sie möge am Abend wiederkommen. Und da zeigte er ihr dann den Weg. Den Weg, dessen Bedingungen von der Kirche festgelegt waren, und denen Ferdi nur zu gern nachkam. Manche – vor allem weibliche – Dondorfer verstanden damals die Welt nicht mehr.

Ein Erzählkunst-Meisterstück – deren es im Werk Ulla Hahns mehrere gibt – erlebt der Leser, indem er Seite für Seite verfolgt, wie Familie und katholische Dorftradition die Protagonistin sich selbst entfremden, sie zwingen, zu unterdrücken, was sie eigentlich ist und will. Am Ende der Realschulzeit hätte die Möglichkeit bestanden, zum Gymnasium überzuwechseln, Hildegards sehnlichster Wunsch! Für die Eltern undenkbar. Die Tochter soll »auf et Büro«, in eine Lehre. Auch mit dem etwaigen Fernziel »Auslandskorrespondentin« gelingt es dem Mädchen nicht, den Schmerz unbeschadet auszuhalten, wenn die ihr übelwollende Anlernerin Frau Wachtel sie mit ihren Forderungen zwingt, ihre Welt aufzugeben. »Die Fabrikwörter bekamen die Oberhand ... Bürowörter und Frau Wachtelsätze.« ... »Mein Schiller, mein Nathan, mein Kleist, mein Faust, meine Zettel im Schuh. Es kam vor, dass ich nicht mehr an mich halten konnte, aufs Klo rannte, zitternd auf der Kloschüssel saß und den Zettel anstarrte« – den vom Fuß zerknitterten! – »Fülle wieder Busch

und Tal still mit Nebelglanz, lösest endlich auch einmal meine Seele ganz.« Mühsam nur drangen die Worte in meinen Kopf. In mein Herz drangen sie nicht mehr. In meiner Seele löste sich nichts. Zuerst lebten die Geschichten nicht mehr. Zuletzt starben die Gedichte.«

Auch die Heilige Schrift – »Gottes Wort contra Wachtels Wort« – ist nicht mehr stark genug. In einer besonders schwierigen Situation will eine ältere Kollegin ihr helfen – mit einem Glas Underberg. »Reine Medizin, reines Kräuterwasser ...« Es tat augenblicklich seine Wirkung, wirkte im Weiteren wie ein Dammbuch. Statt der Reclamheftchen wie bisher wurden nun Underbergfläschchen erstanden. Bald auch Stärkeres noch. »Das Wunder, das erhoffte, geschah, die Kräuter heilten.« Freilich: »Die Landung war hart.« Aber dennoch ging es so fort: reine Medizin, Spiritus verde, Spiritus herbes! Auf einem Klassentreffen merkt ein ehemaliger Lehrer, was sich da tut. Rosenbaum schlägt ihr vor, ihn zu besuchen. Am ausgemachten Tag schiebt Hildegard nach Fabrikschluss ihr Rad durchs Werktor. Herbst. Es dämmt schon. Um abzukürzen wird ein aufgeweichter Weg mit Pfützen gewählt. Plötzlich dreht sich das Vorderrad zur Seite, das Rad kippt um, die Fahrerin liegt im Matsch. Das Vorderrad hat keine Luft mehr. Im beginnenden Nieselregen muss Hildegard das Rad schieben. Viel später als ausgemacht, nass bis auf die Haut und schmutzig von Matsch, mit in durchweichten Schuhen schmerzenden Füßen trifft sie am Ziel ein. Rosenbaums Frau, »zierlich, dunkelhäutig«, führt sie gleich ins Badezimmer, befiehlt ihr »liebervoll«, alles auszuziehen, »alles«, und legt ihr einen weichen weißen Bademantel hin. Es ist ein bewundernswerter Kunstgriff, mit dem hier die Autorin ausmalt, wie das durch-nässte Mädchen, mit Schlamm beschmutzt bis auf die Wäsche, in die warme Ruhe einer kultivierten Wohnung hineinkommt. Der Kontrast ist scharf. Bildhafter wären Verfassung und Trostlosigkeit der

Protagonistin kaum darzustellen gewesen. – In Rosenbaums über und über mit Büchern angefülltem Zimmer, unterm Lichtkegel einer Stehlampe, an kleinem Tischchen, auf dem Tee und Kekse stehen, eröffnet der Lehrer das Gespräch. An Klarheit lässt er es von Anfang an nicht fehlen. »Ihnen geht es schlecht. Das sieht, wer Augen im Kopf hat ... Sie, Fräulein Palm, Sie trinken ... Sie bewegen sich auf einen Abgrund zu ... Wollen Sie als Trinkerin enden?« Hildegard begehrt auf. Was ein Trinker ist, das weiß sie! Sie denkt an den Anblick, den der Vater bietet, wenn er hin und wieder torkelnd, taumelnd heimkommt. Nein! Sie versucht gleich wieder, mit schönklingenden Worten ihr Tun zu veredeln. »Hin und wieder einen Schluck Spiritus verde oder Spiritus herbes, ein Gläschen in Ehren sei reine Medizin.« – Der Lehrer durchschaut sofort, dass hier die kritischste Stelle im Verhalten des Mädchens liegt, an der sie sich am weitesten von sich selbst entfernt. Er sucht das Lügennetz mit entschlossenen Angriffen zu zerschlagen. »Machen Sie sich doch nichts vor! Sie trinken nicht. Sie saufen. Nennen Sie die Dinge doch beim Namen!« Und ein wenig später: »Worum geht es denn bei einem, der die Wörter so liebt wie Sie? Wörter und Dinge zusammenzubringen, darum geht es. Das ist Wahrheit.« Auch Lügen verbergen die richtigen Wörter, auch in diesem Fall gilt es zu entbergen. – Inzwischen ist es zehn Uhr geworden. Rosenbaum verspricht, mit den Eltern zu reden. »Ich nickte und heulte. Tränen der Erleichterung, der Dankbarkeit, der Erschöpfung.« Entlassen wird sie noch nicht. Sie muss versprechen, vom Alkohol zu lassen, vor allem muss sie versprechen, »Wort und Ding aufeinanderzulegen, so nah wie möglich, so wahr wie möglich«. Hildegard ahnt, was damit in ihr wieder hergestellt wird.

Rosenbaum holt sich Verstärkung, kommt mit dem Pfarrer und Lehrer Mohren zum

Gespräch, und einer solchen geschlossenen Phalanx können die Eltern nicht widerstehen. Die Tochter darf Schülerin des Gymnasiums werden, und zwar sofort. Hildegards Glück ist groß.

Ein kritisches Wort soll noch folgen. Es gibt Kapitel, Abschnitte im Buch, wo die erotischen und sexuellen Erfahrungen des pubertierenden Mädchens – mit einer Freundin, mit Freunden – in vielen Einzelheiten beschrieben werden. Bei allem Verständnis dafür, dass die Heranwachsende es auch hier brauchte, Erlebtes zu Worten – so genau, wie das geschieht, wäre es nicht nötig gewesen. Auch auf die Schilderung einer bis ins Widerliche gehenden Vorstellung, die ein Sohn der dunkelsten Müppen-(Asozialen)-Familie jedem, der dazu kommt, auch Kindern, gibt, hätte man gerne verzichtet. Geschildert wurde das Milieu ja schon bei dem Besuch dort, den Hildegard sich als Mutprobe aufgab. – Interessant ist ein rätselhafter Begleiter, der in dieser Zeit als Zwangsvorstellung hinter dem Mädchen steht und Diktate, Befehle erteilt, die äußerlich ohne Folgen bleiben, innerlich aber bisweilen quälend sind. Die Erscheinung wird mit Zurückhaltung und Vorsicht gezeichnet.

Die Wirklichkeitstreue und Stimmigkeit, mit der das Thema »Sprache« den Roman prägt, ist bewundernswert. Welche Kraft Sprache, vor allem in ihrer Hochform als Dichtung, haben kann, wenn es gilt, sich in seinem Mensch-Sein zu behaupten, das beschreibt Ulla Hahn klar und einsehbar in ihrem Roman. Eine Besinnung auf diesen Zusammenhang kann gut tun heutzutage.

Erika Dühnfort

Konferenz I

Hartwig Schiller (Hrsg.): Innere Aspekte der Konferenzgestaltung. Übungsansätze, Perspektiven, Erfahrungen. 230 S., geb.

€ 19,90. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2001

Seit Jahren versammelt sich eine engagierte Gruppe Waldorflehrer zwei Mal im Jahr zu einer Arbeit, die zutiefst mit dem Leben einer Waldorfschule zu tun hat: Sie üben die ideale Konferenz. Aus dieser Arbeit haben nun zehn Kollegen das Ergebnis vorgelegt, nicht in der Form eines durchgehenden Berichtes, sondern in durchaus individuellen Aufsätzen. Die Herausgabe besorgte Hartwig Schiller. Es ist eine lesenswerte Sammlung verschiedenster Gesichtspunkte zu dem Thema »Konferenz«.

Die Konferenz der Waldorfschule ist ja bekanntlich eine Art offenbares Geheimnis; wer es ergründet, hat den Zugang zu einer Quelle der Inspiration und dem erstarken und mutmachenden Erlebnis der Gemeinsamkeit. Wer es nicht zu eröffnen vermag, dem kann die Konferenz eine immer wiederkehrende soziale Qual bedeuten. In Sachen »kollegialer Verwaltung« der Schule ist die Lehrerkonferenz schlechthin die Gestalt der Schule: Inhalt und Form kommen hier zur Deckung. Grund genug, daran zu arbeiten.

So schreibt Michael Harslem in seinem Aufsatz »Die Konferenz als Spiegel der Schule«, dass er an der Konferenz den Gesundheitszustand der Schule ablesen kann, so wie ein Iris-Diagnostiker das an dem Auge des Patienten tut: Im Kleinsten spiegelt sich das Ganze. Ein Ansatz, der des Nachsinnens wert ist; es werden eine Reihe von Fragen aufgelistet, die nicht nur den Kundigen in sozialen Prozessen verraten, sondern vor allem dazu reizen, sie sich selber als Teilnehmer an der Konferenz zu beantworten (noch besser mit den Kollegen zusammen). In einem schönen (und praktischen) Beitrag beschreibt Alain Denjean, wie er mit neun Kollegen an seiner Schule während dreier Jahre die Initiative realisierte, aus der Verantwortung der Konferenz gegenüber, die Qualität der Gespräche und Entscheidungen zu steigern. Es ist ein Beitrag aus der

täglichen Praxis, der vieles enthält, was man ohne »Übersetzung« für das Leben in der Konferenz gebrauchen kann.

In diesem Band finden sich aber auch einige Beiträge, in denen es um spirituelle Aspekte geht. Sie bereichern den Leser, bieten zugleich aber auch die Möglichkeit, das Beschriebene selbst zu üben. Gemeint sind die Beiträge von Peter Loebell und Hartwig Schiller. Vom Letzteren gibt es in dem Buch zwei Aufsätze: »Schulverwaltung im Zeitalter der Bewusstseinsseele« und »Selbsterziehung, Schulungsweg und Konferenzgestaltung«. Seine zentrale Frage ist die der »Realisierung der esoterischen Grundlage«. Über diesen Satz kann man lange nachsinnen. Tatsächlich, auf diese Realisierung kommt alles an, will die Waldorfschule weiterkommen. Aber wie? Im ersten Aufsatz bewegen die Gedanken sich um den Zusammenhang des Lehrers und des Kollegiums mit der dritten Hierarchie, der Welt der Engel. (Es handelt sich um den »ungedruckten Teil« des ersten Vortrags der »Allgemeinen Menschenkunde«.) Da wird z. B. der »Mut« ganz neu beleuchtet. Nicht nur das Mutpendende wird beschrieben, sondern auch das, was Mut fordert; z. B. am Konferenzgespräch teilzunehmen, ohne sich selbst zu verlieren. Im zweiten Aufsatz werden die Bedingungen der Geisteschülerschaft (aus R. Steiner: »Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten«) auf das Leben in und mit der Lehrerkonferenz bezogen. Die Forderungen einer gesunden Haltung – sich als Glied des Ganzen zu verstehen; der innere Mensch ist die Wirklichkeit; die Waage zwischen Innerem und Äußerem; die Liebe zum Handeln; die Dankbarkeit dem Leben gegenüber; der »wesenseine Mensch« – werden hier so beschrieben, dass man sich selbst wahrnehmen kann, seine Tugenden und Untugenden innerhalb des Lebens in der Konferenz. Auch kann man hierdurch die einfache Wahrheit erneut bestätigt finden, dass aller Fortschritt schlussendlich bei einem selbst beginnt.

Das eingangs erwähnte Wort von der Konferenz als offenbarem Geheimnis stammt aus dem Beitrag von Peter Loebell: »Gemeinschaftsbildung im Konferenzgespräch«. Er beginnt mit der Feststellung, dass »die kollegiale Verfassung eine Grundlage für die pädagogische Wirksamkeit« ist; dies fängt beim »Zuhören-Können« an. Auch wieder ein Satz, über den man lange nachdenken könnte, trifft er doch den Nerv der oben erwähnten Gestalt der Schule.

Im Folgenden aber werden wir mit Hilfe der Sprachforschung zur Einsicht in die Wirkungen des Sprechens auf den Zuhörer geführt. Wo und wie verbirgt sich im Sprechen eine *andere* Aussage als die Deckung durch die Worte allein? Wenn wir diesen (ziemlich technischen) Ausführungen folgen, werden wir für die Seelenregungen hinter den Worten wach, die wir hören, wach aber vor allem für die Lauterkeit des selber gesprochenen Wortes.

Welchen Stellenwert hat das Üben als eine von der Konferenz losgelöste Tätigkeit? Fassen wir die Konferenz einmal als ein Kunstwerk auf. Ist jeder, der daran teilnimmt, geübt, oder muss man zuerst Tonleitern und Etüden spielen, bevor man sein Instrument für die Konferenz gebrauchen kann? Um diese Frage geht es im Dialog zwischen Heinz Zimmermann und Florian Oswald. Es werden vielerlei »Etüden« angeboten, die eine Gesprächskultur fördern können. In diesem Rahmen bewegt sich auch der Beitrag der verstorbenen Eurythmistin Elana Christie. Viele Kollegien haben immer wieder versucht, als eine Art Einstimmung die Konferenz mit Eurythmie zu beginnen. Hier begegnen wir dem kräftigen Eintreten für die Eurythmie als sozial- hygienische Kunst.

Praktisch ist der Beitrag von Martyn Rawson; er listet einfach die wichtigsten Aussagen Rudolf Steiners zur Handhabe, Durchführung und Bedeutung der Konferenz auf.

Das Buch eröffnet mit einem Beitrag von

Friederun Karsch, »Kollegialität – eine Zeitforderung«. Ausgehend von den Begriffen »Lehrerrepublik« und »Herzorgan der Schule«, unternimmt sie eine Reise durch die Kulturgeschichte, um den Lesern zu zeigen, dass diese Form der »kollegialen Führung« eines Institutes der Kultur (was ja eine Schule sein soll) nicht allein eine Eigenart der Waldorfschulen jetzt ist, sondern eine von der Zeit, in der wir leben, geforderte. Es ist ein bewegender Beitrag, ist doch dadurch indirekt die Frage angesprochen, wie verhalten wir uns als Mensch und als Lehrer zu der Individualität, die uns das Neue der Lebensform der Schule vorgelebt hat? Anders gesagt: Ist Rudolf Steiner eine historische Tatsache, die also vorbei ist, oder finden wir ein lebendiges Verhältnis zu diesem »Vorleber« des Menschlichen? Der Beitrag gibt Stoff zum Nachdenken über die Frage des Verhältnisses des Prinzips der Hierarchie zum Prinzip und der Wirkung des Umkreises.

Dass sich hier ein Kreis von Kollegen äußert, der mit der Wirklichkeit des Lebens vertraut ist, wird nicht zuletzt an dem Beitrag von Walter Hiller deutlich, der einen Blick auf seine Erfahrungen mit dem Konferenzleben an vielen Schulen wirft. Ihm ist es ein Anliegen, die unterschiedlichen Lebensformen in ihrer Vielfalt zu zeigen.

Wie früher die Weihnachtsspiele mit einem Schwank endeten, so ist es hier der Schluss des Buches von Michael Grimley; er schildert auf geistreiche Art die Geschicke und Missgeschicke einer Waldorfschule in Südafrika in ihrer Begegnung mit einem professionellen Begleiter im Kampf um die Qualitätsentwicklung.

Es ist der Versuch unternommen worden, alle Beiträge kurz zu streifen; die Verschiedenheit der Beiträge machte das notwendig. Es ist kein Buch aus einem Guss, wohl aber ein Buch aus einem Geist, und das macht es nicht nur lesenswert, sondern erfrischend. Wer sich um viele Anregungen bereichern und Übungsansätze für die Konferenz er-

halten möchte, sollte dieses Buch lesen. Wer sich aber begeistern will an dem, was Kollegen von uns alles geleistet und gedacht haben, der *muss* dieses Buch zur Hand nehmen, denn Begeisterung schafft Kraft.

Christof Wiechert

Konferenz II

Hartwig Schiller (Hrsg.): Innere Aspekte der Konferenzgestaltung. Übungsansätze, Perspektiven, Erfahrungen. 230 S., geb. € 19,90. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2001

Konferenzen gehören zu den Essentials der Waldorfschulen. Attribute wie »Herz der Waldorfschule« weisen den Konferenzen die Rolle eines Zentralorgans in der von Rudolf Steiner konzipierten republikanischen Schulverfassung zu. Zahlreiche Erfahrungsberichte legen Zeugnis ab von dem belebenden Element der Begegnung aller pädagogischen Mitarbeiter in Konferenzen. Gegenseitige Wahrnehmung, Austausch von Informationen, Fortbildung, Zukunftsgestaltung der Schule als gemeinsame Herausforderung und als zentrale Aufgabe: Der Blick auf die den Lehrern anvertrauten Kinder kann eine Konferenz zur Kraftquelle und den Konferenztag zu einem Höhepunkt der Woche werden lassen. Es gibt Lehrerinnen und Lehrer, die sich diese Sichtweise über Jahrzehnte zu eigen machen konnten oder bewahrt haben. Doch ist dieser Zustand keine Selbstverständlichkeit mehr – soziale Prozesse gestalten sich heute allgemein schwieriger. Über einige Jahre hat sich ein Arbeitskreis für Konferenzgestaltungsfragen an der Pädagogischen Sektion des Goetheanums dieser Probleme angenommen und die Arbeitsergebnisse nun vorgelegt. Die Autoren (Elana Christie, Alain Denjean, Michael Grimley, Michael Harslem, Walter Hiller, Friederun Christa Karsch, Peter Loebell, Florian Oswald, Martyn Rawson, Hartwig Schiller, Heinz Zimmermann)

haben unterschiedliche Erfahrungen und Sichtweisen in die Arbeit eingebracht, so dass die verschiedenen Ansätze zu Gestaltungsmöglichkeiten erkennbar sind. Unter Einbeziehung historischer Quellen wird die Ausgangslage dargestellt und durch die differenzierte Vertiefung der Konferenz das gebührende Gewicht verliehen. Die einzelnen Beiträge können problemlos für sich gelesen werden, wodurch kein Leser (Konferenzteilnehmer) überfordert wird. Jeder kann auf seine Kosten kommen und wird da abgeholt, wo er steht – der »Anfänger«, der skeptisch um Verständnis ringt, ebenso der »Erfahrene«, dem es um die Erweiterung einer spirituellen Sichtweise geht. Fragen stellten sich aber dem Rezensenten, der im übrigen Husten, Schnupfen, Angina und Rippenfellentzündung als lästige, zu vermeidende Begleiterscheinungen des Lebens empfand, bei dem Versuch, die Krise als notwendige, unvermeidliche soziale Krankheit mit der Chance zur Weiterentwicklung zu verstehen. Es gibt Menschen, die strotzend vor Gesundheit in ihrem Leben ohne Krankheit (vielleicht gerade deswegen) eine großartige Entwicklung durchgemacht haben, und es gibt Einrichtungen, die ohne Krisen zur größten Zufriedenheit der Betroffenen (z. B. der Kinder oder Eltern) über Jahrzehnte hinweg gearbeitet haben. Neben der unvermeidlichen konstitutionellen Disposition gibt es die Schwäche des Organismus als Voraussetzung für krankhafte Zustände und Krisen. Daraus folgt: mehr Salutogenese (prophylaktische Maßnahmen zur Vermeidung krankhafter Zustände) und weniger Therapie. Einer Waldorfschule möchte ich andere Übungsfelder zur Weiterentwicklung wünschen als Krisen. Auch der an anderer Stelle des Buches verwendete Begriff der »sozialen Baustelle« weist in die richtige Richtung, denn diese Krisen können, müssen aber nicht notwendig für die Entwicklung sein. Eine soziale Baustelle verursacht – wie jede Baustelle – Lärm, und von dem halten sich

Menschen tunlichst fern.

Wo die Gefahr droht, dass die Konferenz zu einer lästigen Veranstaltung verkommt, in der nichts Wesentliches bewegt wird, bietet dieses Buch eine gute Grundlage für die Entwicklung des Gemeinschaftsorgans »Konferenz«. Auf dem Weg zur autonomen Schule in unserer Gesellschaft hat die Waldorfschule bereits viele Schritte beispielhaft in der Vergangenheit verwirklichen können. Die Veröffentlichung kommt in einer Zeit auf den Markt, in der die staatliche Schulverwaltung die Leine der Aufsicht verlängert und Entscheidungen nach »unten« verlagert. Dieser durch äußere Aspekte begründete Prozess kann mit den Übungsansätzen, Perspektiven und Erfahrungen, mit den inneren Aspekten der Konferenzgestaltung eine neue Dimension erschließen. Insofern ist das Buch allen zu empfehlen, die mit ihrer Verwaltung und Selbstverwaltung Probleme haben. Es kann nur besser werden.

Hansjörg Hofrichter

Leselicht

Vor den Regalen der Kinder- und Jugendbücher steht man oft ratlos. Die Zeit, sich in Klappentexte oder Anfangskapitel zu vertiefen, hat man nicht. Vorzüglich eignet sich das »Leselicht« als Wegweiser. Bilderbücher, Kinderbücher, Literatur für 12- bis 14-Jährige, Biographien und Sachbücher werden in getrennten Rubriken vorgestellt. Auf wenigen Zeilen wird man jeweils in den Inhalt eingeführt, ein knappes Resumée als Empfehlung wird angefügt. Bestelladresse: Simone Lambert – Info3-Verlag – Kirchgartenstr. 1, 60439 Frankfurt. Tel.: 069-57001531, Fax: 069-584616, E-Mail: lambert@info3.de
W. R.

Neue Literatur

Die Studie von Manfred Leist, Lorenzo Ravagli und Hans-Jürgen Bader: »*Rassenideale sind der Niedergang der Menschheit – Anthroposophie und der Antisemitismusvorwurf*«, ist auf Grund der starken Nachfrage (auch von jüdischer Seite wurde die Studie lebhaft begrüßt) in überarbeiteter Neuauflage erschienen und beim Bund der Freien Waldorfschulen, Heidehofstr. 32, 70184 Stuttgart, kostenlos erhältlich. *red.*

Medizinisch-Pädagogische Konferenz Rundbrief für Ärzte, Erzieher, Lehrer und Therapeuten

Herausgeben von Dr. Claudia McKeen, Peter Fischer-Wasels

Aus dem Inhalt von Heft 19 / Dezember 2001:

Wilfried Schubert: Die anthroposophisch erweiterte Herzauskultation nach Dr. Kaspar Appenzeller im kindlichen Reifungsgeschehens bis zum Schuleintritt

Rosemaria Bock: Ergänzungen zur Frage nach der Sinneslehre

Benita Quadflieg-von Vegesack: Zwölf-Sinnes-Lehre

Alexander Beck: Homogenisierung von Milch und Allergien gegen Kuhmilch

*Tagungsberichte/Buchbesprechungen/Tagungsankündigungen/
Aktuelle Informationen*

Bestellungen/Abonnements: Medizinisch-Pädagogische Konferenz, Eveline Staub-Hug, Ehrenhalde 1, 70192 Stuttgart, Jahresabonnement Euro 12,-, zzgl. Porto, Einzelheft Euro 3,-, zzgl. Porto; erscheint viermal im Jahr